**Zeitschrift:** Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

**Band:** 29 (1925-1926)

Heft: 2

Rubrik: Buntes Allerlei

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

## Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

friegen. Auf der anderen Seite gab es immer Männer oder vielmehr Waschlappen, die sich von der Frau nach Noten kujonieren ließen, ohne zu mucksen. Da gewöhnlich solche einander wer= ten Sälften unglücklich — denn glücklich kann man hier nicht sagen — sich zu vereinigen pfle= gen, könnte die übrige Menschheit sich trösten und jene den Withlättern zur allgemeinen Er= heiterung und Abschreckung überlassen. nun hat man gerade auf solche unschönen Che= verhältnisse das schöne Wort "Pantoffelregi= ment" angewandt und gebraucht es nebenbei auch, wo der eben angedeutete, durchaus in den Grenzen des Berechtigten sich haltende Einfluß der Gattin den Luchsaugen der bösen Welt sich irgendwie bemerkbar macht. So entsteht ein Wirrwarr der Begriffe, worin sich namentlich die unerfahrene Jugend schlechterdings nicht zu= rechtzufinden vermag.

Nimmt man jungen, unverheirateten Män= nern gegenüber das Wort "Pantoffel" in den Mund, so wirkt das auf sie wie das rote Tuch auf den Stier. Die guten Tölpel! Nachher, wenn der schalkhafte Gott der Liebe sie in das Band der Che gelockt hat, sehen sie erfreut, daß ein Pantoffel nicht notwendig ein plumper Holzschuh zu sein braucht, daß es vielmehr allerliebste fleine feine Atlas=, Sammet= und Saffianpan= töffelchen gibt, unter denen zu stehen, ein auß= nehmendes Vergnügen ist, das sie nie mehr ent= behren mögen. Die jungen Damen wollen sich bei dem Worte vor Lachen ausschütten, um auf ein= mal sehr weise zu behaupten: ein Mann, zu dem sie nicht emporzublicken im stande wären, sei nicht nach ihrem Geschmack. Einen solchen näh= men sie nicht! — Die dummen Gänse! Selbst= verständlich soll die Frau sich getrieben fühlen, an ihrem Manne hinaufzusehen, wie könnte sie sonst Liebe zu ihm hegen? Allein das ist nicht so aufzufassen, als ob der Mann gleichsam die Ph= ramide des Cheops sei, an deren Kuße die Frau ihr Lebenlang aufgepflanzt ist, um immerzu nach der hohen Spitze emporzuschauen. Dabei käme nichts heraus, höchstens daß sie sich den Hals ver= renfte.

Unsere Sprache besitzt zur Brandmarkung einer Frau, die das eheliche Verhältnis auf den

Ropf stellt und ihren Gatten thrannisiert, weil der Dummkopf sich thrannisieren läßt, eine sehr anschauliche Bezeichnung. Man sagt, sie habe die Hosen an. Erinnert man sich des glücklicher= weise aus der Mode gekommenen Pumphosen= kostüms, womit seiner Zeit manche Radlerinnen zum allgemeinen Entsetzen über Land fuhren, so erkennt man, wie treffend der Ausdruck das Un= schöne, um nicht zu sagen Widerwärtige einer derartigen weiblichen Gewaltherrschaft bezeichnet. Dagegen muß man bedauern, daß der Ausspruch "unter dem Pantoffel stehen" ebenfalls einen so anrüchig=lächerlichen Beigeschmack erhal= ten hat, daß seine ursprüngliche Bedeutung ganz vergessen worden ist. Und sie war doch so hübsch, so recht das Richtige verfinnbildlichend!

Ich weiß nicht, ob es eine geschichtliche Wahr= heit oder nur eine Sage ist, was ein alter Chronist von dem Ritter Polyphem erzählt, der um seiner unbändigen Starrköpfigkeit willen den Beinamen "mit der eisernen Stirn" trug. Zur Zeit, als er sich des lieblichsten Cheglickes er= freute, wurde an dem Orte, wo er wohnte, ein Turnier veranstaltet, bei dem die Streitenden nach Wahl in des Kaisers oder in des Papstes Farben erscheinen sollten, denn die Festlichkeit galt einem Friedensschlusse zwischen der geist= lichen und weltlichen Gewalt. Polyphem jedoch, ein Dickfopf, wie er war, wollte keine Wahl tref= fen, so sehr ihn auch seine Frau bat und be= schwor. Sie mochte mit dem süßesten Lächeln jetzt mit dem Bande des Papstes und nun mit der Schleife des Kaisers kommen, es fruchtete nichts. Da ward sie traurig und, Tränen im Auge, lief sie in ihre Kammer empor, um da in der Stille ihren Kummer auszuweinen. Inzwi= schen riefen die Trompeten zum Turnier. Poly= phem, der ein ebenso leidenschaftlicher Lanzen= brecher als im Grunde ein liebender Gatte war, geriet in einen seltsamen Widerstreit der Gefühle. Da fah er einen Pantoffel auf der Treppe liegen, den seine Beatrice in der Eise verloren hatte. Rasch entschlossen steckte er ihn auf den Helm und ritt damit in die Schranken. Auf die Frage, welches Zeichen er gewählt habe, deutete er auf das goldgestickte Schühchen seiner Frau, und unter diesem Zeichen trug er auch den Sieg davon.

## Buntes Allerlei.

Vermählen, Gemahl. In deutscher Vorzeit war es Sitte und Gebrauch, daß alle Angelegen= heiten der Markgenossen (d. h. der zu einem und demselben Gebiet gehörigen Bewohner) öffent= lich verhandelt wurden. Der Plat, auf dem dies geschah, und den als äußeres Symbol eine Linde zierte, hieß der Wahlplat, und die dort abgehaltene Versammlung nannte man ahd. mahal,

mhd. mahel (zusammengezogen mâl; später in allen Gesetzen latinisiert mallum). Auch Cheverträge wurden auf dem Mahlplat abgeschlos= sen. Wer in den Stand der Che treten wollte, mußte die Frau kaufen, d. h. er hatte mit dem Vater oder mit dem, der die Gewalt über das junge Mädchen besaß, sich über den Preis zu ei= nigen, den er für die Zukünftige bezahlen wollte. Alle Familienangehörigen nahmen an dieser Verhandlung teil. Was hierbei an Zahlungen vereinbart war oder als vereinbart bekanntge= geben wurde, hieß der "malscaz" oder "Mahl= schatz". Dieses Wort ist auch heute noch der alte Ausdruck für Brautschatz, wenn auch seine Bedeutung verschiedene Aenderungen erfuhr. Da= nach konnten die Verlobten "vermahalt", d. h. vermählt werden, und darauf sind denn auch die Ausdrücke Gemahl und Gemahlin zurückzu= führen.

Auch in der Mahlzeit, das ist einmal die festgesetzte Zeit eines Gastmahls und dann auch das zu solcher Zeit stattfindende Gastmahl selbst, ist das ahd. maha enthalten, da es z. B. beim Volksgericht Brauch war, die Versammelten feierlich zu bewirten.

Zahlbegriffe der Papua. Mit dem Zählen der Papua auf Neu-Guinea ist es eine schlimme Sache. Bei sämtlichen Stämmen, die Dehner (Vier Jahre unter Kannibalen) kennen lernte, fand er in keinem der vielen von ihnen gesprochenen Mundarten Wörter für Zahlen über vier hinaus. Manche haben nur ein solches für eins und zwei, die meisten jedoch auch noch für drei. Was darüber hinausgeht, ist für sie "viel". Drängt man einen, die Zahl der von ihm gesehenen Männer oder der zu zahlenden Hundezähne und dergleichen genauer anzugeben, so nimmt er seine Finger; wenn diese nicht außereichen, seine Zehen, die Unterarme u.s.w. zu

Hilfe, um sich und andern dies zu veranschau= Verläßt ein Mann, der gedenkt nach einer bestimmten Reihe von Tagen zurückzukeh= ren, sein Dorf, so hinterlegt er die entsprechende Anzahl von Grashalmen oder Stäbchen und nimmt den gleichen Satz auf seine Wanderung Die Zurückgebliebenen wie der Reisende nehmen dann mit jedem Sonnenuntergang eines der Zeichen weg, und dieser trifft wieder ein, wenn die Stäbchen zu Ende sind. Der Wande= rer hat aber nicht etwa ein abstraktes Bild der Tage seiner Abwesenheit in seinem Geist, son= dern er legt entsprechend der Zahl seiner Nacht= lager ein Zeichen zum andern. In den Missions= schulen lernen die Kinder dieser Naturmenschen oft mit Leichtigkeit lesen und schreiben, während ihnen die einfachsten Rechnungen sehr schwer fal= len. Dr. K. B.

Die neuen Reichen. Herr X., der während des Krieges ein großes Vermögen erwarb, hat vernommen, es gehöre zum guten Ton, sich klafssische Musik anzuhören. — Anderntags geht er in ein Symphoniekonzert; er kommt zu spät, insmitten eines Stückes von Beethoven. — "Hat es angefangen?" frägt er den Kontrolleur, "wo ist man?" — Man spielt die "Neunte Symphonie", antwortet jener. — "Die neunte? Bereits? Ich glaubte nicht, daß ich derart verspätet sei." . . .

Ein Nouveau-Riche will eine Galerie seiner Vorsahren besitzen. Man hat ihm eine phantastische Genealogie zusammengestellt, und ein berühmter Künstler wird bemüht, der einen Kitter in voller Ausrüstung malen soll. "Gut so", sagt der Maler, "aber haben Sie einige Anhaltspunkte für die Figur? Vielleicht in Ihren Familienpapieren?" — Der andere reslektiert einen Augenblick, dann sagt er resolut: "Ach, das macht nichts, malen Sie ihn mit heruntergelassenem Visier."

# Bur Erziehung.

Von Dr. A. Gneist.

#### Unbegabte Kinder.

Es hat für die Eltern immer etwas Betrübendes, wenn sich ihnen die Überzeugung aufdrängt, daß ihrem Kinde das Lernen schwer fällt, schnelles Auffassungsvermögen abgeht, und daß es allem Anschein nach nicht zu den Begabtesten gehört, da seine Leistungen hinter denen anderer zurückstehen. Man gesteht sich heimlich, wenn auch widerstrebend, ein, daß das Kind wohl ein bischen dumm, oder doch wenigstens schwach begabt ist, da es augenscheinlich schwer begreift. Nun ist aber längst erwiesen, daß von Rechtswegen ein jedes Kind seiner besonderen Eigenart nach beurteilt werden müßte, und daß man sich hüten muß, bezüglich der Bewertung der Leistungen eines Kindes nach allgemeinen Grundsätzen zu verfahren.

Es handelt sich also darum, zu ergründen, woran es liegt, daß das Kind in der Schule nicht